

Die blaue Stunde

Ungefähr eine Stunde von Paris entfernt liegt das Schloss Chantilly mitten in einem großen Park, das in abgedunkelten Räumen einen der großen Schätze der abendländischen Malerei beherbergt: Le Livre d'Heure d'Etienne Chevalier von Jean Fouquet. Die einzelnen Blätter des ehemaligen Stundenbuches sind einzeln gerahmt und an den Wänden zu bestaunen heute. Man geht von Blatt zu Blatt, als ob man durch ein großes lebendiges Bilderbuch ginge und taucht immer mehr ein in die farbige Welt des Mittelalters.

Fouquet hat die biblischen Geschichten aus den staubigen Wüstenlandschaften des Heiligen Landes in die saftig grünen Wiesen der Île de France rund um Paris gesetzt. Das biblische Geschehen ist keine ferne Vergangenheit, sondern höchst lebendig und aktuell. Andere Künstler haben das in der Zeit auch getan, aber bei den allermeisten wirkt das eher bemüht und nicht wirklich überzeugend.

Es geht ein Zauber von diesen Miniaturen aus, dem man sich nicht entziehen kann. Das liegt in erster Linie an der Präzision der dargestellten Figuren, der Gesichter, der Kleidung - nichts ist unwichtig bei Fouquet - die Schuhe ebenso wie ein Hut, eine Rüstung, ein Waschzuber, ein Stein, eine Flamme oder ein Helm, die Knöpfe an der Jacke, Bärte und Haare oder ein rotes Band an der Hose.

Auffällig die Sprache der Hände, die Gestik und Mimik der einzelnen Gesichter.

Auch in den Architekturdarstellungen ist alles von einer großen Detailgenauigkeit. Die spitzen Dächer der Häuser, Fenster und Türen geschlossen oder geöffnet und darin manchmal Menschen, die heraus oder hinein schauen. Die Fußböden aus poliertem Marmor, auch Wände. Und Säulen aus Lapislazuli oder mit Blattgold überzogen. Der Tempel Jerusalems steht mitten in Paris, an Notre-Dame daneben wird noch gebaut. Auch Sainte-Chapelle ist gleich um die Ecke. Oder ein Campnile aus der Toskana. Bäume sind als Alleen an einer Landstraße neben einem Schloss im Loire Tal sichtbar. Daneben sitzt Hiob in einem braunen Erdloch. Die Silhouetten der Berge leuchten in blauer Ferne zart unter einem blauen unendlichen Himmel.

Immer wieder war ich dort während meines Stipendienaufenthaltes in der Cité des Arts in Paris. An einem heißen Sommersonntagnachmittag in der Kühle des Schlosses und im Schatten der Bäume im Park. An einem regnerischen kalten Novembertag. Oder im Winter, wenn alles verschneit und wie erstarrt, mit dem Gefühl, dass die Farben der Bilder dadurch noch intensiver wirken und lange in einem nachklingen. Fährt man durch die verschneite, fast farblose Landschaft und betritt die Räume mit den kleinen Kostbarkeiten an den Wänden, befällt einen das gleiche Staunen, das einen jedes Jahr überkommt nach einem langen Winter, wenn in den ersten Frühlingstagen Narzissen und Hyazinthen und Veilchen und Krokusse, Schlüsselblumen und Löwenzahn in ihren fast unnatürlichen und knalligen Farben erblühen. Verlässt man dann das Schloss, die Räume mit den Traumbildern aus längst vergangener Zeit, ist es, als ob man aus einem Farb- in einen Schwarzweiß- Film fällt. Als ob das Leben, die ganze Schönheit der Natur und der Phantasie sich ganz nach innen stülpt und wieder verschließt. Wie eine Knospe, der Film rückwärts gespult ...

Aber etwas ist mir damals nicht aufgefallen, bei noch so genauem Hinsehen. Das lag aber weniger an den Bildern oder dem dämmerigen Licht in den Räumen, sondern an dem, was ich damals nicht sehen konnte, weil es nicht in meinem Bewusstsein war. Es gibt fast keine Tiere dort. Nur der Adler des Hl. Johannes auf Patmos und die Taube, der Hl. Geist. Also eher Attribute ... und Pferde. Nutztiere, zum reiten und im Kampf. Die Tiere, unsere Mitgeschöpfe, haben auf den kostbaren „heiligen“ Blättern keinen Platz und keinen Raum, sind nicht existent und nicht wert, abgebildet zu werden. Sie sind kategorisch von Anfang an aus der christlichen Heilslehre ausgeschlossen. Das frühe Christentum hat ein Weltbild geschaffen und begünstigt, innerhalb dessen der Mensch durch die Unsterblichkeit seiner Seele von allen anderen Geschöpfen sich abhebt und in besonderem Maße herausragt. Wohin gegen die „unvernünftigen Tiere“ nichts als vergängliche Wesen seien und seelenlos, Sub specie aeternitatis ... (Bis heute wird den Tieren von der Mehrzahl der Menschen auch ein Gefühl abgesprochen. Wer einmal Tiere bei der Brutpflege genau beobachtet hat, weiß intuitiv, was die Naturwissenschaft bestätigt: Tiere haben ein Empfinden.)

Diese Sicht der christlichen Theologie im Erbe der Anthropozentrik des biblischen Welt- und Menschenbildes zeigt sich nach über 2000 Jahren als eine

Einbahnstraße im Denken und in der Wahrnehmung, eine gefährliche Engstirnigkeit. Sie zerriss auf diese Weise ideologisch das gemeinsame Band des ganzen Lebens, das Tiere und die Welt der Pflanzen und den Menschen miteinander verbindet. Dadurch, dass sie den Menschen über alles stellt, isoliert sie ihn. Das christliche Abendland kennt daher auch keine Ethik, die das Leid der Tiere und der Menschen gleichstellt und als gleichwertig betrachtet. So können Tiere benutzt und gequält geschlagen, getötet und gegessen werden. Ohne Respekt vor dem Leben der anderen Kreatur, und, ohne sich schuldig zu machen. Schuldig macht man sich in erster Linie mit dem, was man als tierisch an sich selbst erlebt: den Körper, die Geilheit und die Fortpflanzung. Deshalb ist Maria die Reine und der Hl. Geist eine unschuldige weiße Taube und der Hl. Joseph ein alter zeugungsunfähiger Mann.

Die Zusammenhänge von der radikalen Ausbeutung der Naturressourcen der Erde, der Massentierhaltung, der Tierversuche, der Ausrottung vieler Tierarten und der gleichzeitig bedrohlichen Überbevölkerung des Blauen Planeten durch den „Homo Sapiens“ und der ethisch moralischen Zementierung religiöser Grundsätze und Wertvorstellungen durch die christliche Religion liegen auf der Hand.

So zeigen die Miniaturen des Jean Fouquet auch eines: die Natur ist allein Requisite auf der Bühne eines Theatrum Sacrum, der Weg der Erlösung in der Nachfolge Christi für die sündigen Menschenkinder auf dem Weg ins Paradies mit Engeln und Erzengeln, mit allen Aposteln und Heiligen ins unendliche Blau der Ewigkeit, im Zentrum Gottvater und Gottsohn und eine weiße Taube. Die aber nicht frisst und deshalb auch nicht sch...

Im Kampf gegen den „heidnischen Mythos“, der mit Hilfe symbolischer Bilder den Menschen in die ihn umgebende Natur eingebunden hat, hat das frühe Christentum einen entscheidenden und fatalen Fehler gemacht: Es hat nicht nur die heidnischen Bildwerke und damit auch eine andere Weltsichten zerstört, sondern sich in unerträglicher Arroganz ein Gottesbild nach dem eigenen Bild gemacht und über alles gestellt. Um alles zu beherrschen!

Ein großer Irrtum, den wir erst langsam, wenn wir es wirklich wollen, begreifen. Der Preis ist hoch, der „Garten Gottes“ wird in seiner unendlichen Vielfalt und Schönheit von der Gier und der Engstirnigkeit menschlichen Handelns zerstört. Die „Heiligen Bücher“ müssen neu oder umgeschrieben und ergänzt werden, wenn wir hier überleben wollen. Hermann Weber, Berg 2013